

Neue Zürcher Zeitung

Das Schachwunderkind.

Man muß das Wort Wunder den Niederungen des alltäglichen Sprachgebrauchs entreißen, um ein Maß für das Phänomen zu haben, das gegenwärtig in Berlin erschienen ist. So etwa wie dieses Wunder im Winkel, in maßloser Vergrößerung der Erscheinung und Wirkung, aber im Wesen ihm gleich, möchte das große Wunder wirken, von dem so viele Deutsche die Rettung aus der Bedrängnis erhoffen. Ein achtfähriger Knabe, Samuel Reeschewsky, aus einem kleinen Dorfe bei Lodz in Polen, ist ausgetaucht, hat in einer, vom schlechten Geschmack des Veranalters zeugenden öffentlichen Schaustellung eine zwanzigköpfige Gegenpielererschaft von ungleicher Spielstärke im Simultanspiel fast restlos besiegt, mit zwei Meistern unentschiedenen Abbruch erzielt und bei einem, mit allen Merkmalen der großen Prüfung ausgestatteten Simultanspiel der „Berliner Schachgesellschaft von 1827“ gegen 20 starke Amateurspieler zehn Partien gewonnen, neun unentschieden gemacht und nur eine verloren.

Es verlohnt sich, diese Veranstaltung in der Lebendigkeit ihres Verlaufs zu schildern, weil sie zugleich das Kind in menschlicher Nähe zeigten. Die Berliner Schachgesellschaft von 1827 ist eine der angesehensten der Welt. Darum war auch die Einladung, die sie ergehen ließ, von dem Hauche eines großen Ereignisses umwittert. Schien ein Bluff auch ausgeschlossen, so war es doch noch ein weiter Weg zum Wunder in der ganzen Bedeutung des Wortes. Erfüllte das Kind aber den Ruf, der ihm vorausging, dann war in der Tat ein Wunder geschehen. Von solchen Empfindungen war die Luft der dichtgedrängten Spielräume erfüllt, in deren Mitte die Spielstische im länglichen, geschlossenen Biered aufgestellt waren. Man war auf ein winziges Kerlchen vorbereitet. Aber, als es im Biered erschien und bis zur Herzhöhe unter der Tischlinie verschwand, war die Betrüfftheit groß. Rings um die Tische ein zwanzigköpfiger Goliath härterer und bebrillter Männer, in der Mitte, wie in einem Räfing von vorgestreckten Lanzenspitzen ein Davidkind in Matrosenbluse, kurzen Hosen und Halbschuhen. Aber die Winzigkeit des Körpers wird ausgeglichen durch die fast erschreckende Wichtigkeit des Schädels, der wie ein tantiger Steinblock auf dem durchsichtigen Weiß des kindlichen Halses ruht. Dieser Schädel gleich im Gefühl der Zuschauer die furchtbare Vereinsamung des Kindes aus.

Das Spiel beginnt. Der Kleine führt in allen Partien die weiße Farbe. Mit fabelhaftem Selbstbewußtsein, das in seiner Drolligkeit zum Lachen reizt, zieht er bald den Königsbauer, bald den Damendauer zwei Felder vor. Auf jeden dieser Eröffnungszüge folgt ein sekundenlanger, durch seine Eindringlichkeit länger erscheinender Blick aus den tiefblauen Augen, in deren Feuchtigkeit helle Sterne leuchten. Dann folgt eine Stunde

betroffen durch das Bild der Versunkenheit und Sicherheit, umlagern die Zuschauer in vielfacher Kette das Biered. Unwille über die körperliche und geistige Vergewaltigung, die ein solches Spiel für ein solches Kind bedeutet, und Ergriffenheit über die Seltbarkeit des Vorgangs kämpfen in ihnen miteinander. Die kleinen Altersgenossen des Kindes folgen ihm mit Blicken, die ihn in eine Klasse mit jungen Löwen, Blindschleichen und gefangenen Auerhähnen einreihen.

In dem Maße, wie sich die Spiele dem Ende zuneigen, werden des Kindes Züge langsamer und steigt seine Versunkenheit. Es ist, wie wenn sich sein Intellekt aus dem Körper gelöst habe und sich aller Erdanziehung ledig in das Spiel einlauge.

Die Zuschauer verteilen sich über die Nebenräume, die Gegenspieler verlassen in den Spielpausen ihre Plätze. Nur das Kind gleitet ruhelos von Spiel zu Spiel, ohne Auge und Ohr für das Getriebe um sich zu haben. Hat nicht das Bedürfnis, zu essen, zu trinken oder auszuruhen. Sechs Stunden lang. Die ersten Entscheidungen fallen zu seinen Gunsten. Spontanes Händeklatschen bricht bei der Verkündung los, aber das Kind hört nichts von alledem. Die entfesselte Besessenheit ist ergreifend. In den Zuschauern kämpft Interesse und Mitleid. Es wird Abbruch des Spiels verlangt. Das Kind, dem das Verlangen gut will, wehrt heftig ab, ohne eigentlich begriffen zu haben, um was es sich handelt. Selbst der eigene Vater vermag nicht das Kind seiner Versunkenheit zu entreißen. In der sechsten Spielstunde ist die Lage so weit geklärt, daß nur noch in einigen Partien das Ergebnis zweifelhaft ist. Sie werden von dem Kinde mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit zu Ende gespielt, die im seltenen Gegensatz zu seiner sonstigen maßvollen Lautlosigkeit steht. Dann löst sich langsam der seltsame Krampf. Etwas wie Sonnenschein, der durch graue Wolken bricht, liegt jetzt über dem Wesen des Kindes. Und wie es nach der Wiederherstellung einer ungünstigsten Partie den Gegenspieler triumphierend fragt: „Giebste Remis?“ ist es auf einmal ganz Kind, das seinen Willen durchgesetzt hat.

Man war auf eine intuitive Fähigkeit zur blühartigen Erfassung aller Möglichkeiten der Abwehr und des Angriffs vorbereitet, nicht auf die vollendete theoretische Schulung. Wenn es wahr ist, daß das Kind Schachlehrbücher wie Märchenbücher liest, ohne der Veranschaulichung durch Brett und Figuren zu bedürfen, so spricht diese Tatsache nur dafür, daß in ihm die angeborene Schachbegabung so groß ist, daß es nur der leisen Anregung, keiner mühsamen Aneignung bedarf, wie wenn es sich nicht um Fremdes, sondern um Schlafendes handelte, um etwas zu seinem geistigen Eigentum zu machen. Hier liegt eine angeborene Begabung von solcher Stärke vor, daß jeder Versuch, sie restlos zu erklären, an der Un-

in den knappen Zügen, die für unsere Lehrbücher charakteristisch sind; der mündliche Vortrag des Dozenten bleibt unentbehrliche Voraussetzung. Erfreulich ist, daß neben der Lehrentwicklung auch die Frömmigkeit einigermaßen berücksichtigt wird. Das wird künftig noch viel mehr geschehen müssen. Hervorheben möchten wir auch, daß in der Reformationszeit Luther wohl immer noch den übertragenden Platz innehält, daß aber neben ihm auch andere Persönlichkeiten, die sich um die Entwicklung und Darstellung der evangelischen Lehre verdient gemacht haben, stärker berücksichtigt werden. So hat auch Zwingli einen größeren Platz eingeräumt erhalten. Ingegnen ist uns aufgefallen, daß die neueste Literatur vielfach nicht angegeben ist.

Im gleichen Verlag hat D. theol. Dr. G. von Rhoden ein Buch über die „Grundlagen der christlichen Sittlichkeit“ erscheinen lassen, nachdem er erst ein Jahr vorher eine Sequenzethik herausgegeben hat. (Leipzig 1919. Quelle & Meyer. 146 S.). In angenehmer lehrbarer Art und Weise werden für den gebildeten Laien zuerst die Probleme der philosophischen Ethik abgehandelt, worauf vom ethischen Idealismus in den Kapiteln über Gewissen und Willensfreiheit, Sittlichkeit und Religion zu den religiösen Fragen übergeleitet wird. Der Verfasser bemerkt im Vorwort, er habe nicht die Moralphilosophie fördern wollen und sein Ziel ist praktisch; er möchte die Aufmerksamkeit auf die brennenden sittlichen Grundprobleme lenken und namentlich Lehrtreuen und Volkshochschulen behilflich sein. Das ist ihm trefflich gelungen. Sein Buch ist ohne Prätention, aber anregend.

Ein eigenartiges, durch und durch originelles Buch ist in der Sammlung „Bücher vom Kreuzweg“ unter dem Titel „Der Christ in der Gesellschaft“ erschienen. Hr. Karl Barth in Salenwil (Margau) ist sein Verfasser. (Würzburg 1920. Patmos-Verlag. VI und 51 S.). In der Ortschaft Lanwach hatte eine Tagung der deutschen Religiös-Sozialen stattgefunden, an der drei Schweizer Theologen als Referenten mitnahmen. Der Vortrag Karl Barths findet sich in der genannten Schrift abgedruckt. Hans Ehrenberg, außerordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg, schreibt in seinem Vorwort, diese Rede habe den stärksten Eindruck gemacht. Offenbar waren die Deutschen vielfach in dem Vorurteil befangen, die Schweizer, die den Krieg „nur“ als Neutrale durchgemacht hätten, könnten ihnen in der Zeit nach dem Kriege nicht Führer auf geistigem Gebiete sein. Und nun zeigte Barths Rede, daß die Schweizer den Krieg zwar nicht äußerlich, aber dafür innerlich nicht weniger intensiv durchlebt hatten. Das Problem „Der Christ in der Gesellschaft“ weitet sich in Barths Ausführungen sofort zu dem Verhältnis des Christen zu Welt und Leben überhaupt. Ich möchte es nicht wagen, seine Darstellung in eine kurze Formel zu fassen. Viel zu lebendig und paradox ist die Art des Verfassers; viel zu viel Freude an der Dialektik und am scharf geschliffenen Wort regt sich auf jeder Seite. Vielleicht dürfte man sagen: die Spannung, die im Titel ausgesprochen ist, soll von uns auf priesterlichem Herzen bewegt werden, damit dadurch der Weg für die einzige Lösung aus dieser Spannung: Gott freier gemacht wird. Aber wir möchten nicht behaupten, damit den Kern der Sache richtig erfasst zu haben. Man

setzt von Adolf Bartels und Julius Kögel herausgegeben wird. (Halle a. S. 1919. Müllers Verlagsbuchhandlung. 200 S.). Am Anfang steht eine erbauliche Einleitung, die dem Christen den Grund zur Freude auch in schwerster Trübsalzeit nachweisen möchte. Dann folgt — fast wäre man versucht zu sagen „der zweite Akt“ — der poetische Teil, der gleich ziemlich kräftig mit der Geschichte einer Kindsmörderin einsetzt. Später folgt eine Erzählung, die in erzwungenem Humor von der Standaugeschichte berichtet, da einem ehrbaren Junggesellen nachts ein Säugling vor die Türe gelegt wird. Man fragt sich wirklich, warum ein Jahrbuch, das den Titel „Christoterpe“, das heißt „Christenfreude“ trägt, ausgerechnet derartige Stoff bieten muß? Da hält man sich lieber an die Gedichte, unter denen besonders die der bekannten Dichterin Feesche gern werden gelesen werden. Omega.

Die Lutherkirche in Freiburg im Breisgau. Von Johannes Fider. (12 S. und 12 Tafeln, Freiburg i. Br., Verlag des Evang. Kirchengemeinderates 1919.)

Die von dem Schweizer Hans Christen erbaute, von ihm selbst in der „Schweiz. Bauzeitung“ eingehend erläuterte Lutherkirche in Freiburg im Br. hat allgemeines berechtigtes Aufsehen erregt als ein bedeutsamer Fortschritt in der Entwicklung des protestantischen Kirchenbaues. Wenn an dieser Stelle auf das Meisterwerk hingewiesen werden soll, so geschieht es vorab um der leider noch überaus starken Unkenntnis willen, die sich in den Kreisen der Kirchgänger findet in Fragen, die doch wirklich Gemeinbeangelegenheit sein, ja als allgemein künstlerische Fragen die weitesten Kreise beschäftigen sollten. Wie ein fortwährender Sonntag soll der Kirchbau unter den Häusern der Gemeinde stehen — wie wenig ist es bewußt, was alles dazu gehört, diese Wirkung zu erzielen! Kirche, Pfarrhaus, Gemeindehaus, Schwesternwohnung, Konfirmandensaal, selbst Wohnung für Vikar und Styrift waren in Freiburg zu verbinden, außerordentlich geschickt ist ein Gesamteindruck der um den Mittelpunkt des Campanile gescharten und verbundenen Einzelgebäude erzielt. Bis ins kleinste hinein ist alles sorgsam überlegt, die Kanzel nicht zu hoch gesetzt, so daß der Prediger mit der Gemeinde redet, nicht in erhebener Höhe über ihr thront, die Orgel so angedeutet, daß man nicht Gefahr läuft, die Kirche mit einem Konzertsaal zu verwechseln, die Emporen diskret zurückgehalten, so daß das Gotteshaus nicht gähnend leer erscheint, wenn sie unbefestigt sind, u. dgl. In außerordentlich geschickter Kombination sind archaische Stilelemente mit solchen der Renaissance und Gegenwart verbunden, die Symbolik ist reich, fast überreich, das Ganze trägt wirklich emporhebenden Festesalan. In den oberen Sockeln der Seitenflächen sind die Köpfe der Reformatoren angebracht, unter ihnen, neben Calvin, Zwingli — ohne Kopfbedeckung! Daran muß sich gewöhnen, wenn die schwarze Kappe zum Zwingliporträt zu gehören scheint, aber je länger man den Kopf anschaut, desto mehr gewinnt er; sorgsam ist er gestaltet, sogar die bei Upper scharf markierte Nasenrinne fehlt nicht. Warum auch der Zwinglikopf an die Lutherkirche, und gerade in Freiburg, gehört, hat

Ein eigenartiges, durch und durch originelles Buch ist in der Sammlung „Bücher vom Kreuzweg“ unter dem Titel „Der Christ in der Gesellschaft“ erschienen. Hr. Karl Barth in Safenwil (Basel) ist sein Verfasser. (Würzburg 1920. Patmos-Verlag. VI und 51 S.). In der Ortschaft Lambach hatte eine Tagung der deutschen Heiligens-Sozialen stattgefunden, an der drei Schweizer Theologen als Referenten mitwirkten. Der Vortrag Karl Barths findet sich in der genannten Schrift abgedruckt. Hans Ehrenberg, außerordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg, schreibt in seinem Vorwort, diese Rede habe den stärksten Eindruck gemacht. Offenbar waren die Deutschen vielfach in dem Vorurteil gefangen, die Schweizer, die den Krieg „nur“ als Neutrale durchgemacht hätten, könnten ihnen in der Zeit nach dem Kriege nicht Führer auf geistigem Gebiete sein. Und nun zeigte Barths Rede, daß die Schweizer den Krieg zwar nicht äußerlich, aber dafür innerlich nicht weniger intensiv durchlebt hatten. Das Problem „Der Christ in der Gesellschaft“ weitet sich in Barths Ausführungen sofort zu dem Verhältnis des Christen zu Welt und Leben überhaupt. Ich möchte es nicht wagen, seine Darstellung in eine kurze Formel zu fassen. Viel zu lebendig und parabolisch ist die Art des Verfassers; viel zu viel Freude an der Dialektik und am scharf geschliffenen Wort regt sich auf jeder Seite. Vielleicht dürfte man sagen: die Spannung, die im Titel ausgesprochen ist, soll uns auf priesterlichem Herzen bewegt werden, damit dadurch der Weg für die einzige Lösung aus dieser Spannung: Gott freier gemacht wird. Aber wir möchten nicht behaupten, damit den Kern der Sache richtig erfasst zu haben. Man muß Barths Darstellung mehr als einmal und mit Mühe lesen, und wollte man etwa fragend einwenden, ob sich das und jenes nicht einfacher sagen ließe, so verstummt man vor dem Reichtum dieser Verknüpfung.

U. Z. Z. Nr. 301 22. 5. 20

ZLF 108